Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 35 (1953)
Heft: 4

Heft

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Winterthur, 23. Januar 1953 Erscheint jeden Freitag 35. Jahrgang Nr. 4

Schweizer Frauenblatt

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 13.50, halbjährlich Fr. 7.50. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.–. Einzel-Nummern kosten 25 Rappen. Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken. Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt», Zürich
Inseraten-Annahme: Ruckstuhl-Annoncen, Forchstrasse 99, Zürich 22, Tel. (051) 32 76 98, Postcheck-Konto VIII 16327
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Tel. (052) 2 22 52, Postcheck-Konto VIII b 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland. Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate. Inseratenschluß Montag abend

Hilfe am richtigen Ort

Kastanien fielen in das dürre, rotbraune Laub. Die ersten Novembertage in den südlichen Tälern waren von durchsichtiger Bläue. Rings auf den Bergen lag der Schnee aber der war anzusehen wie ein Brautschleier über dunklem Haar. Der Wind spielte mit dem farbigen Gesträuch, das den Weg säumt. Die steilen Kehren brachten mich rasch über das Tal. Irgendwo in der steilen Höhe musste das Dörflein liegen. Kein Mensch kam an diesem Tage herunter, niemand ging hinauf. Es war, als sei die kleine Welt eingeschlafen in der Sonne des Spätjahres.

Den Auftrag, ins Bergdorf zu gehen, hatte ich mir selber erteilt. Vor Jahren schon. Damals hatte ich Emilia kennengelernt. Sie hatte mir von ihrem selbstgemachten Käse gegeben und ihr Brot mit mir geteilt. So etwas bindet. Ich wusste, dass ich wiederkommen würde. Emilia hörte mein Versprechen wehmütig an. Sie sagte: «Bis dann ist es vielleicht zu spät. Bartolos Hütte hat bereits kein Dach mehr. Auch an meinem Dach sind drei Platten locker. Wenn der Bruder nicht heimkommt, wird das Wetter Dach und Mauern verderben.»

Inzwischen hatte ich gehört, dass die «Schweizer Berghilfe» etwas für jenes kleine Nest hoch über dem Tal getan habe. Also wollte ich hinaufgehen und sehen, ob wohl auch Emilias Häuschen instandgestellt worden sei. Dem steilen, ehedem halsbrecherischen Weg sah man an, dass er gründlich instandgestellt worden war. Dem Abgrund nach führte ein sicheres Geländer, und überall waren Platten gelegt.

Gleich bei den ersten Hütten, die sich eng um die Kirche scharen, mähte eine Frau das letzte Gras. Zwei kleine Mädchen stopften es in eine mächtige Gerla, die am Boden lag. Als die Frau aufblickte, erkannte ich sie sofort. Sie legte die Hand über die Augen, kam aber gleich heran und sagte lächelnd: «Buon giorno — wie geht es Ihnen? Es sind Jahre vergangen, seitdem . . .»

Das Gras war nun unwichtig; Emilia liess Sense und Gerla liegen, band ihren Kindern die Tücher besser um und lud mich ins Haus ein. Dort erzählte sie mir, was mich so glücklich machte, dass jener Tag einer der schönsten meiner Ferien blieb.

Emilia hatte umsonst auf den Bruder gewartet. Er hatte sich bei der Eisenbahn anstellen lassen — das schadhafte Dach konnte ihn nicht bewegen, wieder auf den Berg zu kommen. Da nahm Emilia ihr Schicksal selber in die Hand und heiratete den stillen, braven Ettore aus der grossen Familie C. Sie hatte ja das Gütlein, die Kühe und das Haus. Ettore flickte als erstes das Dach. Der nächste Winter brachte viel Schnee; doch sie waren nun sicher und rüsteten die Wiege für das Kind. Ettore zimmerte sie selber, eine ungefüge, aber grosse Wiege, wie ich sehen konnte. Das dritte Kind lag darin, ein Büblein. Emilia erinnerte mich daran, wie vor Jahren das Dorf am Aussterben gewesen war. Damals konnte man genug Land kaufen von denen, die wegzogen. Auch Ettore erwarb davon. Die Schulden wollten sie langsam abzahlen.

Ob ihnen denn jemand geholfen habe, fragte ich. Emilia wurde ganz eifrig. Ja, das sei es eben! Im zweiten Jahr ihrer Ehe hätten einige Herren die Verhältnisse da oben untersucht. Die Männer in der Gemeinde liessen sich beraten und taten sich zusammen, um den langsamen Zerfall zu verhüten. Und dann bot die «Berghilfe» die Hand zum gemeinsamen Werk, und so entstand der neue Weg vom Tal herauf. Dann wurde eine Wasserleitung ins Dorf gelegt und Brunnen gebaut — denkt nur, Brunnen mit ständig laufendem gutem Trinkwasser! Es sei gewesen, als erhole sich die ganze Bevölkerung an der Tatsache, dass endlich etwas Positives getan wurde.

Freilich gesundet ein Gemeinwesen noch nicht an einem oder ein paar Brunnen. Doch noch anderes geschah: Ein eigens ausgebildeter Werklehrer kam, der brachte in einem Selbstversorgerkurs den jungen Männern bei, wie sie aus eigenem Holz Haus- und Arbeitsgerät herstellen und reparieren, einfache Möbel und Gebrauchsgegenstände schreinern und so ihre Freizeit nutzbringend verwerten konnten. Und als schliesslich für Frauen und Töchter ein Krankenpflegekurs veranstaltet wurde und auch der richtigen Kinderernährung ihre Aufmerksamkeit galt, wachte die Hoffnung auf: Nein, sie haben uns doch nicht vergessen! «Das Dorf bekommt ein neues Gesicht», sagte Emilia wörtlich.

Was hat es dazu gebraucht? Ein paar entschlossen helfende Hände — Ihr und mein Beitrag zu einer Sammlung, liebe Leser. Und ein Dorf, das sich vor wenigen Jahren selbst aufgegeben hatte, bleibt nun erhalten, ja, wird wieder wachsen und gedeihen. Gibt es einen schöneren Dank für ein kleines Opfer?

M. D.-R.

«Berghilfe»-Sammlung 1953: Postcheck-Konto VIII 32 443 Zürich.

Noch vor zwei Jahren hatten die hundert Bewohner des abgelegenen Dorfes für sich und ihr Vieh in Trockenzeiten bloss zwei Liter Wasser pro Minute zur Verfügung. Bei einem Brandausbruch wäre keine Rettung möglich gewesen. Es ist weitgehend der Schweizer Berghilfe zu verdanken, wenn nun eine gute Wasserversorgung mit vier Dorfbrunnen und sieben Hydranten verwirklicht werden konnte. Der Dank der Bewohner aber gilt Ihnen, weil Sie so treu zur Schweizer Berghilfe stehen

Die portugiesischen Frauen in der Sozialarbeit

Die sozialen Werke Portugals werden alle von den ersten Damen der Aristokratie ehrenamtlich geleitet. Es handelt sich dabei nicht um private Fürsorgeinstitutionen, sondern um Werke, die dem Staate unterstellt sind und von ihm auch finanziert werden.

Die Leiterin des Mütterschulungswerkes, Gräfin de Venha Garcia, bemerkte mir gegenüber: «Alle Damen in Portugal sind sozial tätig, ich wenigstens kenne keine, die müssig wäre. Die ganze soziale Frage ist aufs engste mit dem Verständnis verbunden, das wir der arbeitenden Bevölkerung entgegenbringen.»

Denken wir an die dynamische und aussergewöhnlich begabte Fernanda Ferro, die Gattin des portugiesischen Gesandten in der Schweiz. Der portugiesische Ministerpräsident Salazar ist zwar gegen die Mitarbeit verheirateter Frauen im öffentlichen Leben, aber bei Frau Ferro ist er, der Ausnahmen keineswegs liebt, wie er sich gegenüber der französischen Schriftstellerin Christine Garnier ausdrückte, «bereit, eine Ausnahme zu machen, da es sich darum handelt, die aussergewöhnlichen Gaben dieser verheirateten Frau zum Wohle des Staates einzusetzen.» Es wurde Frau Ferro sogar der Posten eines Sozialministers angetragen, den sie aber als Gattin einem Gesandten nicht annehmen konnte.

Ihr grosses Verdienst sind die sogenannten «Kinderparks», die ihren Namen zu Recht tragen, denn die Kinderpavillons stehen inmitten eines grossen Parks. Vor 20 Jahren hat Fernanda Ferro den ersten Kinderpark gegründet. Das Gelände wurde ihr vom Ministerium des Aeussern geschenkt. Heute stehen sechs solcher Parks in und um Lissabon, in denen 800 Kinder im Alter von 3 bis 12 Jahren betreut werden. Die ersten Jahre suchte Frau Ferro die Kinderparks mit privaten Mitteln zu unterhalten. Sie organisierte Wohltätigkeitsbazare und machte das Unmögliche möglich, um den Kindern ein Heim zu geben, deren Mütter ausser dem Hause arbeiten müssen. Frau Ferro besorgt die administrative Kleinarbeit zusammen mit ihrer engen Mitarbeiterin Ines Guerrero. — Am Eingang des Parks begrüssen uns Mädchen in rosa, grünen und himmelblauen Schürzen, Buben in blauen Uniformen spielen Ringelreihen und singen aus vollem Halse. Die Kleinen finden hier alles, was ihr Herz begehrt: Planschbecken, Schaukeln, Trapez. Wir gehen durch die Spiel- und Schulräume: eine Polychromie von purpurfarbenen Mosaiken an den Wänden, rote Figuren am Fussboden. Und erst die kleinen Tische und Bänke. Sie sind ebenso viele Vierecke aus bemalten Kacheln. In diesem grosszügig angelegten Pavillon mit seinem immensen Park wähnen wir uns eher in einem gepflegten Weekendhaus als an einem Ort, wo arme Kinder wohnen, während ihre Mütter dem Verdienst nachgehen. Man will die Kinder zum Schönen, zum Edlen erziehen.

Dieser Grundgedanke: erst erziehen, um grundlegend helfen zu können, finden wir in den beiden portugiesischen Werken für Mutter und Kind: dem «Instituto Maternal» und der «Obra das Maês pe la Educação Nacional», ein Mütterschulungswerk.

Im Mittelpunkt des Erziehungsgedankens steht das Kind, nicht nur aus rein gefühlsmässiger Hingabe und Liebe zu den Kindern, sondern weil sie der Fürsorge dringend bedürfen.

Dem «Instituto Maternal», das dem Innenministerium unterstellt ist, steht Frau Dr. van Zeller vor, die aus einer der ersten Familien Portugals stammt. Sie ist zugleich Vizedirektorin der «Maternidade», der Frauenklinik, die mit dem «Instituto Maternal» verbunden ist.

«Eine unserer Hauptsorgen ist die grosse Kindersterblichkeit», erzählt die junge Aerztin. «Wir haben zwar schon viel erreicht, aber wir müssen noch mehr tun. Wir geben den jungen Müttern nicht nur Milchpulver und Vitamine für ihre Kinder, sondern suchen sie auch zu einer besseren Pflege der Säuglinge zu erziehen. Wir ermutigen die werdende Mutter, ihre Kinder in der Frauenklinik zu gebären, was allerdings sehr viele ablehnen. Für die naturverbundene portugiesische Arbeiter- und Bauernfrau ist die Niederkunft ein ganz natürliches Ereignis, das kein Aufsehen verdient, und vor allem nicht einen Aufenthalt von einer Woche in einer Frauenklinik nötig macht. Die Frauen, die zu Hause gebären, lassen sich nur schwer dazu bringen, nicht schon am ersten Tage nach der Geburt aufzustehen. Nur wenn sie einen Kontrollbesuch der Hebamme erwarten, legen sie sich schnell wieder hin.

Wir suchen die junge Mutter auch moralisch-ethisch zu beeinflussen; sie soll begreifen lernen, dass sie sich mit dem Vater ihrer Kinder trauen lassen muss, um eine wirkliche Familie zu bilden.

Wir erziehen die breiten Massen auch durch die alle 14 Tage erscheinende Zeitschrift «Saude», die das Volk über die wichtigsten Grundregeln der Hygiene unterrichtet.

Vom Schulalter an werden die Kinder durch das Werk «Mutterhilfe durch nationale Erziehung» betreut. Die Benennung des Werkes könnte leicht zu falschen Schlüssen über seine Aufgaben und Ziele führen. Es will ganz einfach den Müttern helfen, ihre Kinder richtig zu erziehen. Diese Institution ist dem Erziehungsministerium unterstellt und wird von der Gräfin de Venha Gareia mit ihrem Mitarbeiterstab betreut.

Diese Damen der Aristokratie leiten die Schulkantinen, ja sie leiten sie nicht nur, sondern waren von Anfang an dabei. Sie entwarfen die Modelle für die Tische, Bänke und Buffets, kauften Tassen und Teller, wählten mit viel Geschick die geblumten Vorhänge, schmückten die Wände mit den in Portugal heimischen Keramiktellern. Heute stehen in Lissabon allein 45 Schulkantinen. Zu der Hauptaufgabe, die Kinder der Aermsten zu verköstigen, tritt auch der Nebenzweck, in den Kindern die Freude am Schönen und Gepflegten zu wecken. Keine langen Tische, was an Massenabfütterung erinnert, sondern kleine Vierertische mit karierten Decken. Nie fehlt ein Strauss Blumen auf dem Tisch. Die Schulkantinen wurden geschaffen, um die Kinder zum Schulbesuch zu ermuntern, denn wer nicht zur Schule geht, bekommt auch nichts zu essen. Die Kinder werden in der Schule verköstigt, damit sie nicht selbst für ihr Essen zu sorgen haben und so Zeit finden, die Schule zu besuchen. Selbst für die Aermsten ist nur eine gepflegte Umgebung gut genug. Hier werden die Buben und Mädchen nicht nur gesättigt, sondern sie lernen anständig essen und sich wohlerzogen benehmen. Wir wollen die Kinder zu rechtschaffenen Menschen erziehen.

In Haushaltsschulen lernen die jungen Bauernmädchen kochen, flicken, waschen, bügeln. In Braha ist eine Musterhaushaltsschule, aber keine Musterschule wie wir sie kennen, mit grossen lichten Räumen, Neonbeleuchtung, Kühlschrank, elektri-

Nachdruck verboten

Franziska Romana von Hallwil

Ein Frauenschicksal aus dem 18. Jahrhundert

von Reinhold Bosch 12

Ende Hornungs dann, 1781, eines Morgens, als Herr Pfarrer ausgegangen war, um Hausbesuchungen zu halten und ich eben Unterweisung hielt, kam ein Zettelchen aus dem Schloss: «Kommen Sie eilends ins Schloss, um Gottes Willen!» Ich entliess die Katechumenen, nahm ein Messer und eine Pistole mit mir, rannte ins Schloss hinunter und traf im Hausgang einen unbekannten Mann mit sauberen Glanzstiefeln, einem Reisehütlein von Harztuch, einem grauen, abgetragenen, zugeknöpften Ueberrock, mit einem kurzen, schwarzen Priesterstock in der Hand. Der Mann war frisiert und hatte einen Haarzopf. Auf seine Frage sagte ich, ich sei der Lehrer im Schlosse, und hiess ihn in die Stube treten.

Stiefel und Frisur verrieten mir, was der Ueberrock zudecken sollte. «Ich bin», sagte er, «ein kaiserlicher Offizier, auf einer Wallfahrt nach Rom begriffen. Ich habe vernommen, es seien zwei Frauen aus Wien hier; ich wünsche sie zu sprechen.» Wallfahrten? in gewichsten Stiefeln? frisiert? von Wien nach Rom über Hallwil? dachte ich. Er fuhr fort: «Ich habe mich bei den Frauen anmelden lassen; allein es scheint, sie seien noch in der Ruhe.» «Es mag sein», antwortete ich ihm; «denn eines so frühen Besuches waren die Frauen wohl nicht gewärtig.» Mittlerweilen erschien auch Herr Rohr und traten dann die Frauen ein, grüssten höflich und liessen Schokolade reichen. Er wiederholte, was er mir gesagt. «Wo haben Sie vernommen, dass wir hier seien?» fragte Leopoldine. Er war verlegen und sagte endlich: «In Wien selbst.»

Nun wurde er über Wien ausgefragt und sagte endlich, er sei ein geborener Berner, aber katholisch geworden, nunmehr kaiserlicher Grenadierobrist und im letzten bayrischen Sukzessionskriege von der Kaiserin in den Grafenstand erhoben. Er überbringe hier von der Gräfin von Suttner einen Brief und handle ganz in deren Auftrag. Der Brief enthielt nichts als Zärtlichkeiten und dringende Einladungen, mit den Knaben nach Wien zu kommen. Der Religion war nicht gedacht, aber versichert, die Knaben werden im Theresianum unter den adeligen Kadetten erzogen werden und ihr Glück sei dann gemacht. Der Ueberbringer des Briefes könne über alles Nähere Aufschlüsse geben, auch habe er zur Reise Geldes genug bei sich. Sollte die Regierung Hindernisse in den Weg legen, so wüsste er Mittel genug, die Reisenden schnell über die Schweizer Grenze zu bringen.

Sie zur Reise zu bewegen, bot nun der Obrist alle seine nicht geringe Beredsamkeit auf; aber die Frauen merkten die feinen Schliche. Sie erklärten ihm endlich, sie werden der Gräfin von Suttner selbst antworten, und luden den Obrist zum Mittagessen ein, an welchem sie zeigten, dass sie sich nicht in ärmlichen Zuständen befinden.

Der Obrist hatte nun seinen grauen Ueberrock ausgezogen und sass da in einer prächtigen Uniform; dies verursachte mancherlei Scherze über seine Wallfahrt, welche nach Rom zu machen er vorgegeben hatte. Ich erlaubte mir, zu bemerken, auch zur Proselytenmacherei (Bekehrung Andersgläubiger) scheine ein solches Ehrenkleid des Kriegers wenig zu passen.

Darauf sah er mich mit vornehmer Verachtung an. An mir aber verfangen dergleichen hochmütige Blicke gar nichts; ich liess es merken. Da sagte er den Frauen französisch, es scheine, die Regierung von Bern habe den Damen Pfarrer zur Schutzwache gegeben. Ich erwiderte, geistliche und weltliche Wächter seien da wohl nicht überflüssig, wo der Pater Ignatius auf der Lauer liege; er werde den lieben, frommen Mann wohl auch kennen. Der Obrist schien das nicht gern zu hören.

Als beim Abschied die Frauen in ihrem Entschluss verharrten, anerbot er sich, in acht oder zehn Tagen wieder zu kommen. Die Frauen sagten, dies würde eine vergebliche Mühe sein.

Er verabschiedete sich und sagte, er gehe nach Aarau zurück zu Fuss, wie er hergekommen. Seine glänzenden Stiefel zeigten aber, dass er nicht zu Fuss hergekommen.

Ich ging ihm daher nach, und wirklich schlug er einen andern Weg, als den nach Aarau ein. Er eilte in das eine Stunde von hier im Freien Amt gelegene Schloss Hilfikon, das einem Solothurner (Franz Josef von Roll) gehörte. Dort hatte er, wie uns ein nachgeschickter Kundschafter meldete, eine Kutsche, mehrere Bediente und einen reichgekleideten Begleiter. Man vernahm, dass dort ein Zusammenlauf von Priestern gewesen sei bis spät in die Nacht, und dass sich andere Leute im Schlosse Hilfikon sammeln.

Tags darauf frühe war der Obrist schon wieder im Schloss; ich wurde wieder gerufen. Er fragte nun die Frauen allerlei: Ob sie stets so einsam leben? Wohin sie spazieren? Ob sie nie reisen? Wer ihre Nachbarschaften seien? Wen sie im Fall der Not zu Hilfe rufen würden? Dann erneuerte er den gestrigen Antrag und erklärte, dass selbst dem Residenten Nager in Basel aufgetragen sei, ihn in allen seinen Unternehmungen zu unterstützen.

Die Frauen dagegen erklärten entschieden, sie werden nie nach Wien zurückkehren; wohl aber, sagte die Witwe, werde sie nächster Tage nach Bern reisen. Darüber war der Obrist betroffen und empfahl sich bald.

Wie wir vernommen, fragte er dann die Bauern um die Gelegenheiten des Schlosses. Ja, es sollen Priester in der Nachbarschaft gewettet haben, in kurzer Zeit werde die Familie von Hallwil in ihrer Gewalt sein.

Dies alles erhielt die Frauen in grosser Angst. Wir brachten auf einen der Türme eine Lärmkanone, um im Falle der Not die Nachbarschaft zu Hilfe zu rufen; die Knechte hielten Tag und Nacht Wache. Es kamen auch zwei Freunde von Bern. Und da dann weiter nichts geschah und kein Angriff versucht wurde, kehrten wieder Ruhe und Vertrauen zurück.

Die ganze Herrschaft sah es dann gerne, dass die Witwe ihrem Gatten und ihrer Schwieger in der Kirche zu Seengen ein Denkmal setzte; es ist durchaus einfach, ein fester Sandstein, an den obern Ek-

schen Küchenmaschinen, automatischer Waschmaschine oder auch nur einem elektrischen Bügeleisen. Nein, die Haushaltsschule ist ein Musterbauernhaus. Hier wird den jungen Mädchen gezeigt, wie man das Beste aus einem bescheidenen Heim machen kann. In diesem ihnen vertrauten Milieu wohnen und lernen die Mädchen. Sie werden in der Umgebung erzogen, in die sie nachher wieder zurückkehren werden. Sie lernen mit einem Kohleneisen bügeln, mit dem Waschbrett waschen, über dem offenen Kamin, auf glühender Kohle ein Mittagessen zubereiten. Die Mädchen dürfen einst nicht als Entwurzelte in ihre bescheidenen Wohnungen zurückkehren.»

Der Ganzheitsgedanke: Pflege des Körpers und des Geistes, bestimmt auch das Lehrprogramm der Schulen für soziale Arbeit in Portugal. Die Schülerinnen, die in die Schule aufgenommen werden, müssen das Gymnasium absolviert haben; sie werden nicht nur in der Sozialfürsorge sondern auch in der Kinderpflege gründlich ausgebildet. Der Arzt Dr. Bissaya, Initiant der Schulen für soziale Arbeit, sieht die Fürsorgetätigkeit nur in enger Verbindung mit der Pflege des Körpers und stellt sie damit in den Dienst der Gesundheit. Deshalb finden wir die ausgebildeten Sozialarbeiterinnen nicht nur in eigentlichen Fürsorgestellen, sondern auch als Leiterinnen von Tageskliniken, Kindergärten, in Tuberkuloseuntersuchungsstationen und ärztlichen Mütterberatungsstellen. M. B.

Oh, dieses Kuhfleisch!

El. St. Ja, dieses Kuhfleisch, was das doch für neue Sorge ins Hausfrauendasein gebracht hat, es ist nicht zu sagen. Das ist nämlich so: Die Stadtfrauen haben im grossen ganzen den Ruf verstanden und verlangen fleissig Kuhfleisch. Desgleichen auch ich — ich rede also aus Erfahrungs-Tatsachen heraus.

Gut: Samstag, Einkaufen! «Pot au feu à la viande de vache» für Sonntag. Im Laden: «bitte ein halbes Pfund Kuhfleisch!» «Bedaure, haben keins.» Ich muss ein so trauriges Gesicht gemacht haben wie drei Tage Regenwetter ob der Enttäuschung, nun mit meinem sonntäglichen halben Pfund Kuhfleisch nicht meinen Teil an den Lasten der Landwirtschaft tragen zu können, dass der nette junge Metzger mir tröstend zuraunte, er gebe mir ein schönes Bitzli Rindfleisch zum Preis von Kuhfleisch. Der Gute! Mir ging es doch um den Beitrag ans Kühe-Essen, da ich ja sonst überhaupt kein Fleisch esse, aber er war so nett, dass sich meine Enttäuschungsfalten in ein dankbares Lächeln auflösten und ich ein wirklich schatziges quadratisches Stückli unzweifelhaften Rindfleischs zu einem ebenso schatzigen Preis strahlend, aber schlechten Gewissens in Empfang nahm. So schlechten Gewissens, dass ich, quasi auf Vorrat, noch ein halbes Pfund Speck verlangte, um heute schon vorbeugend auf vorauszusehende Söuli-Kalamitäten einzuwirken.

Soweit mein Samstags-Handel — ich weiss, dass es vielen Frauen so geht, die in patriotischem Verantwortungsgefühl Kuhfleisch verlangen. Woher kommt das? Die erhaltene Antwort, «Wüssezi, daas sind halt s o o o alti Chüe . . .» — das ist doch keine Erklärung.

Entweder besteht die Notwendigkeit, dass ein in die Tausende gehendes Ueberangebot von Kühen, — alten oder jungen Damen —, konsumiert wird, und dann soll das dazu willige Publikum solches Fleisch erhalten können, oder dann soll vom Landwirtschaftsdepartement oder der Fleischgenossenschaft oder wer dahinter steht, nicht mit diesen Kühen ein solches Theater gespielt werden.

Immer mehr hat der Konsument das Gefühl, dass man ihm in Sachen Fleisch, Milch, Butter und Käse in unverantwortlicher Weise auf der Nase herumtanzt. Wo aber, wie zum Beispiel gerade in der Kuhfleischfrage von seiten der Hausfrauen wirklich viel guter Wille vorhanden war, dieser aber durch das Fehlen des in Frage stehenden Artikels in den Metzgereien gar nicht zur Geltung kommen kann, da ist denn doch die Frage berechtigt, warum die Landfrauen stets glauben, wenn etwas nicht klappt, so seien daran nur die einsichtslosen Stadt- und Hausfrauen schuld? Wir wissen, dass auch in Zürich Kuhfleisch in verschiedenen Fällen auf Nachfrage hin n i c h t erhältlich war.

Was nützt da aller guter Wille, wenn die Sache anderswoher sabotiert wird? Und wie soll der Konsument die weitere Subventionierung der Kühe-Ausfuhr verstehen können, wenn er trotz Einsicht und guten Willens im eigenen Land nicht imstand ist, solches kaufen zu können?

Da kann man wirklich singen: «Ich weiss nicht, was soll das bedeuten!»

Ausverkauf — Totalausverkauf!

El.St. Es gibt im Lebens- und Tagesablauf allerlei merkwürdige Phasen: Epidemien, Psychosen, Suggestionen. Der Ausverkauf, das heisst die Ausverkäufe enthalten eine gewisse Dosis jeder dieser Phasen. Die epidemische Wirkung ist die Ansteckung, — denn wenn jemand noch so bestimmt entschlossen ist, «dieses Jahr» in keinen Ausverkauf auch nur einen Tritt zu tun — ja, wenn er hört, da oder dort könne man um fast gar kein Geld etwas so grandios «Bäumiges» erstehen —, ja dann wird er eben doch infiziert, kratzt die letzten Batzen, mit denen er oder sie noch die hungernde Familie bis an das Ende des Monats bringen sollte, zusammen, und betritt, immerhin etwas schlechten Gewissens, den Garten Eden, um den eigentlich verbotenen Apfel zu suchen.

Es sind nicht nur lauter «Sie», o nein, auch sehr viele «Er» durchforschen die grossen Warenhäuser. Es gibt nichts Fröhlicheres als so einen Rekognozierungsgang durch die grossen Ausverkäufe. Stundenlang könnte man herumbummeln durch das Gedränge der kauflustigen Frauen, die mit Kennerblick und wahren Stielaugen rasch die übervollen Tische inspizieren, auf ihre Wünschbarkeit hin abschätzen, sich weiterdrängen lassen oder fest posto fassen, wenn sie etwas «Bemerkenswertes» entdeckt haben.

Unglaublich sind die «Beigen» der Ausverkaufswaren, und der stärkste Mann glaubt ja nicht, dass dies «zu erledigende Stocks» sind, und die schwächste Frau begreift, dass hier ein-, zweimal im Jahr Produktion und Handel sich in dem gemeinsamen Wunsche treffen, den Verkauf zu beleben, ohne im übrigen für die bleibenden Monate die Preise zu gefährden. Immerhin, es gibt noch tüchtige Hausmütter, die weitsichtiger sind als so viele, die stets alles für Weihnachten ausgeben und die etwas auf die Seite legen, um im Januar einige notwendige Anschaffungen zu günstigen Preisen zu machen. Oder sie bekommen auf Weihnachten so schöne Gratifikationen, die dann diesem Zwecke dienen können — ja, das sind schon beneidenswert Glückliche!

Ist man nun aber, auch nur als gwundrige Journalistin zum Beispiel, von diesem Warenhaus-Ausverkaufs-Trubel umgeben, dann verfällt man trotz aller guten Vorsätze doch auch plötzlich der Ausverkaufs-Psychose. Man wäre ja doch wirklich ein Idiot, ja mehr als das, eine absolut un-gewissenhafte Hausfrau, wenn man von solchen «einmaligen» (alle Jahre wieder!!) Gelegenheiten nicht profitieren würde! Hier ein halbes Dutzend schleierhafte Naselümpli, da ein schöner Rest als Ueberzug für ein altes Kissen (das es sicher bis zum Tode noch getan hätte!), da ein an und für sich ganz unnötiges Apparätli, um irgend etwas in der Küche «schöner» anrichten zu können (als ob es nicht bis jetzt schon rapid verschlungen worden wäre!). — Kurzum, im Nu sind so viele Fränkli aus dem absichtlich schlank mitgenommenen Portemonnaie weg, dass es grad noch für's Tram in den Römerhof und dank zwei verborgenen Fünfzigerli noch zu einem Diminutiv von Veilchenstrauss für die zu besuchende Kranke reicht — aber bewahre zu einem Kaffee beim Ernst am Bahnhof, oder einer Mettwurst beim Leutert für das Z'Nacht bei der Heimkehr: das verdankt man alles der Ausverkaufs-Psychose, auch wenn man glaubt, man sei altershalber immun.

Ja, so sind sie, diese Ausverkäufe, stadtauf und stadtab, landein und landaus. Und jede Frau, die in die Stadt geht, soll vorher ernsthaft beten: Führe mich nicht in Versuchung! Denn bei keiner kommerziellen Angelegenheit wie bei den Ausverkäufen spielt die Suggestion, etwas Unnötiges zu kaufen, eine so grosse Rolle im Ausgaben Etat eines Haushaltes. Gewiss ist es logisch, mit dringenden Anschaffungen bis zu den Ausverkäufen zuzuwarten, denn schliesslich wären wir Frauen ja Dummköpfe, nicht davon zu profitieren, wenn die Lebenskosten für ein- oder zweimal im Jahr sich für je 14 Tage senken.

Das Gefährliche an der Geschichte ist die Versuchung, etwas total Ueberflüssiges zu kaufen, nur weis es «s o» billig ist. Es soll Frauen geben, die Schubladen voll «Ausverkaufs-Zeug» haben, von dem sie nachher kaum wissen, was damit anfangen. Diesen empfehlen wir so nebenbei die Winter- und die Berghilfe, falls es sich nicht um Straussenfedern und Fasnachtsstoffe handelt, sondern etwa um praktische Stoffresten, Wolle, Jumperli, die allen Grosskindern zu klein, oder Schuhe, die allen zu gross sind. Man muss nur vermeiden, dass zu der gemachten Dummheit nicht noch die Motten dazu kommen — dann ist es gar nicht so schlimm, so eine Schublade zu haben!

Entgegnung auf den Artikel «Aus Kindern werden Leute»

Ihr Artikel hat mir zu denken gegeben. Ich möchte Ihnen gern eine andere Ansicht darlegen.

Ich habe die «li» bei gewissen Frauen gern. Ich weiss, dass ich in der Ostschweiz und in gewissen Zürcher Kreisen auf kein Verständnis stosse. Da liegen ja schon im Kinderwagen d i e Edith und d i e Marianne als fertige weibliche Wesen, wo sie in Basel und Bern und auch bei andern Zürchern so nette sächliche Meiteli sind. Sollen wir nicht gerade in den Namen unsere schweizerische Eigenart, unser Gemüt ausdrücken, das wir doch bei unsern nördlichen Nachbarn zum grössten Teil vermissen. Ich freue mich gar nicht, wenn ich auf die Namen Cordula, Cornelia, Thekla und Pia stosse. Ich finde sie hochtrabend und absolut unschweizerisch (dass Sonja noch schlimmer ist, werden wir uns einig sein). Warum taufen wir unsere Kinder auf fremdländische Namen? Auch Beatrice gehört nach meiner Ansicht zu einem welschen oder italienischen Familiennamen.

Ich gebe zu, dass es zu bestimmten Frauen schlecht passt, wenn sie bis ins hohe Alter Hedeli heissen, aber bei ganz besonders gemütvollen Frauen, die uns speziell ans Herz gewachsen sind, dürfen wir es uns ruhig erlauben, ein «li» zu dulden, natürlich nur, wenn sie selber einverstanden sind. Denken wir an die Gotte Mädeli im «Christeli» von Elisabeth Müller, wo findet sie ihresgleichen in der Weltliteratur? Das Meieli im Annebäbi Jowäger, das Aenneli in der Käserei in der Vehfreude von Jeremias Gotthelf. Hätte Felix in der Kirche sagen können: «Aenneli gimm m'r es Mündschi!» wenn sein Mädchen Anna oder Johanna geheissen hätte? Wenn das Lineli, von dem Sie schreiben, einer solchen Gotthelffigur gleicht, dann ist Ihrem Freund nur zu gratulieren. Kleinlich und nichtig sind solche Menschen nicht. Ich hoffe nur, dass der Bräutigam ihr Wesen richtig zu schätzen weiss.

Wir müssen diese Gestalten gewiss nicht nur in unserer Literatur suchen, wir finden sie unter uns, wenn wir die Gabe haben, sie zu erkennen. Ich denke an gewisse mütterliche Idealgestalten von Krankenschwestern. Wer das Glück hatte, in seinem Leben solchen Frauen zu begegnen, der wird mir zustimmen.

Wenn wir die Namen überhaupt nicht verstümmeln sollen, dann muss ja jeder Ruedi — Rudolf heissen, jeder Ueli — Ulrich und jedes Heidi — Adelheid. Zuletzt können wir auch unsern Dialekt aufgeben, um die deutsche Sprache nicht zu verstümmeln. m.

Politisches und anderes

Die Schliessung der Büros der schweizerischen Delegation in Ostberlin

Der Ostberliner Magistrat hat die Schliessung der Büros verfügt, welche die schweizerische Delegation in Ostberlin zur Erleichterung des Verkehrs mit den in Ostdeutschland ansässigen Schweizer Bürger unterhalten hat.

Keine Einigung über die Preiskontrolle

Auf Einladung des Eidg. Volkswirtschaftsdepartementes kamen die Vertreter der Kantonsregierungen sowie der wirtschaftlichen Spitzenverbände und Interessenorganisationen am 15. und 16. Januar in Bern unter dem Vorsitz von Bundesrat Rubattel zusammen, um zum Diskussionsentwurf der Eidg. Preiskontrolle betr. die Durchführung einer beschränkten Preiskontrolle Stellung zu nehmen. Im wesentlichen gingen die Meinungen der Vertreter der Kantone und der Organisationen stark auseinander.

Amtsübernahme durch Eisenhower

Vergangenen Dienstag erfolgte mit grossen Feierlichkeiten die Amtsübernahme durch General Eisenhower. Der neue Präsident hielt eine grosse politische Rede, über die nächste Woche hier berichtet werden soll.

Auflösung der Parteien in Aegypten

Ministerpräsident, General Naguib, hat die Auflösung sämtlicher politischer Parteien verfügt. Es kam auch zu Verhaftungen von Offizieren und Zivilisten. Diese Massnahmen wurden infolge der Entdeckung von Verschwörungen gegen die Regierung vorgenommen.

Der ostdeutsche Aussenminister Dertinger verhaftet

Georg Dertinger, Minister für auswärtige Angelegenheiten der deutsch-demokratischen Republik, wurde am 14. Januar von Organen des Staatssicherheits-Dienstes der ostdeutschen Geheimpolizei verhaftet. Die Festnahme sei auf Grund der «feindseligen Tätigkeit gegen die deutsche demokratische Republik» erfolgt, die Dertinger «im Auftrag imperialistischer Spionagedienste» durchgeführt habe.

Nazikomplott in Westdeutschland

Das britische Aussenministerium gab die Verhaftung von sechs früheren hohen nationalsozialistischen Funktionären in der britischen Zone Deutschlands bekannt. Sie werden verdächtigt, an einer Verschwörung zur Wiederergreifung der Macht in Westdeutschland teilgenommen zu haben. Unter den Verhafteten befindet sich Dr. Werner Naumann, früherer Staatssekretär im Propagandaministerium von Dr. Goebbels und nach dem Testament Hitlers als Nachfolger Goebbels vorgesehen.

Die Nationalsozialisten in Westdeutschland

Die amerikanische Hochkommission veröffentlichte einen Bericht, nach welchem in den letzten 18 Monaten die Zahl derjenigen, die glauben, dass der Nationalsozialismus Deutschland mehr Gutes als Schlechtes gebracht habe, sich von 34 Prozent auf 44 Prozent erhöht hat. Dieser Bericht beruht auf einer Untersuchung der öffentlichen Meinung. Die Veröffentlichung hat in deutschen Regierungskreisen starke Unzufriedenheit erregt und wird als Hindernis zur Integration Europas betrachtet.

Wahl Titos zum Präsidenten der jugoslawischen Republik

Auf Grund der neuen Verfassung ist Tito zum ersten Präsidenten der jugoslawischen Bundesrepublik gewählt worden.

Die erste Frau im griechischen Parlament

Bei einer Nachwahl in Saloniki wurde die offizielle Kandidatin der griechischen Sammlung von Marschall Papagos, Helen Skuras, als erste Frau in das Parlament gewählt.

Kampf ums Frauenstimmrecht

Die Bernerinnen haben ein Initiativkomitee gebildet, um auf dem Wege der Volksinitiative das volle Stimm- und Wahlrecht der Frau in den bernischen Einwohner- und Bürgergemeinden einzuführen.

Die Zulassung der Frauen zum Richteramt in Basel

Nach den Kantonen Waadt und Genf hat nun auch Basel-Stadt durch Annahme des neuen Gerichtsorganisations-Gesetzes die Frauen zu allen richterlichen Aemtern zugelassen. — Gegen dieses Gesetz wurde das Referendum nicht ergriffen. cf

---

ken verziert mit den Wappen der von Diesbach und der von Hallwil. Die Inschrift verfasste Herr J. J. Hess (Anmerkung des Herausgebers: Johann Jakob Hess, 1741 bis 1828, Diakon am Fraumünster 1777, Pfarrer am Grossmünster und Antistes 1795, Verfasser zahlreicher theologischer Schriften, war eng befreundet mit Pfarrer Wilhelm Schinz in Seengen. Das Epitaph stand an der Südwestecke des Chores der 1820 abgebrochenen alten Kirche von Seengen. Heute befindet es sich im Torraum des Hinteren Schlosses Hallwil). Die Inschrift lautet:

Frau Bernhardina von Hallweil
gebohrne von Diessbach,
Starb 18 Novembr. 1779. Ihres Alters 51 Jahr.

Herr Abraham Johannes von Hallweil,
Starb 17 Novembr. 1779. Seines Alters 33 Jahr.

Er eilt, den Mutter Seegen auf zufangen,
Fehrn her zur Sterbenden, Er eilt — ist da —
und stirbt.
Sie selber drükt ihm noch die Augen zu,
Und eilt dann schnell ihm nach in seine Ruh.
Von Menschen, nicht von Gott verlassen,
Sah ihnen beyden nach die Freündin seiner Jugend.
Und sah dann ihre Waisen an.
O Kinder das hat Gott gethan!
Seht eüeren Vater hier, und die, die ihn gebahr,
Verwesung jez, wo Jugendblühte war!
Doch blüh'n sie euch und mir einst wieder auf.
O Kinder, weiht eüch früh der Tugend.

Fortsetzung folgt

Sophie Haemmerli-Marti 12

Aus ihrem Leben und Schaffen
von Anna Kelterborn-Hämmerli

Es waren ihr in der zweiten Hälfte ihres Lebens viele Reisen vergönnt, und jede brachte etwas Bestimmtes in ihr zur Reife und führte sie mit neuen, bedeutenden Menschen zusammen. Die Bläue der Riviera und die Kunstschätze von Florenz eröffneten die Reihe dieser grossen Eindrücke, deutsche Universitätsstädte, in denen Max Haemmerli Aerztekongresse besuchte, erweiterten sie. Aufenthalte in Paris, Rom und Wien waren durch medizinische Ferienkurse des Gatten oder Studien der Töchter veranlasst. In Triest und Venedig verbrachte Herbstwochen hatten die Freundschaft mit dem ungarischen Schriftsteller Gyergyai zur Folge und wirkten im Rückblick wie die Vorstufe zu einer noch weiter östlich führenden Reise: vierzehn Jahre später besuchte Sophie Haemmerli Budapest und gelangte dann in erlebnisreicher Schiffahrt donauabwärts nach Rumänien, um in den Karpathen ihr erstes Enkelkind zu begrüssen.

Nach innen gewandt erzeugte jenes Wesenselement der nur losen Verbindung mit dem allzufest Irdischen eine Bereitschaft, über das Sichtbare hinaus in die Weiten des Geistes zu streben. Hier galten die Schranken von Raum und Zeit nicht mehr, und auch die Scheidewand zwischen Lebenden und Toten wurde als durchlässig erlebt. Schon unter den hochdeutschen Jugendgedichten waren die schönsten und persönlichsten dem Schmerz um Verstorbene entsprungen oder deren Andenken geweiht. Von jung auf fühlte sich die Dichterin den Hinübergegangenen nahe, und doch wühlte jeder Todesfall in ihrer Nähe sie im Innersten auf. Oft waren es sogar persönlich Unbekannte, deren jähe Abberufung sie so erschütterte, dass Gefühl und Gedanke das geformte Wort suchten. Die vom Ernst der Todesnähe durchdrungenen Mundartgedichte erschienen 1928 unter dem Titel «Allerseele». In diesen ist die Empfindung zuweilen so streng gerafft und dramatisch gesteigert, dass die Sprache eine Grösse erreicht, die man in den Möglichkeiten des Dialekts nicht vermuten würde.

Vollendung

In gleichmässigen Intervallen begann der Tod auch in den persönlichen Kreis der Dichterin einzugreifen. 1917 starb ihr Bruder Franz, der «Schattemöntsch» der Allerseelengedichte, dem sie durch die Schwere seines Schicksals ganz besonders verbunden war. Der Tod von Carl Spitteler, der 1924 eintrat, ging ihr so nahe wie einst sein Hereintreten in ihr Leben. Nur durch die schöpferische Beschäftigung mit seinen Werken, was zu Vorträgen und Volkshochschulkursen führte, konnte sie sich aus der Tiefe dieses Leides erheben. Der härteste Schlag traf sie jedoch 1931, als an einem Maisonntag, der zugleich ihrer beider Verlobungstag war, Max Haemmerli in Erfüllung der Arztpflicht durch einen Autounfall sein Leben verlor. Ohne Unterlass war bis jetzt Geben und Empfangen von einem zum andern geströmt in diesem Lebensbund. Die Atmosphäre von überlegener Ruhe, die der Arzt trotz seiner rastlosen Tätigkeit verbreitete, seine lebendige Güte und was alles durchstrahlte: seine rückhaltlose Tag für Tag freudig auch geäusserte Liebe zu ihr, hatten dem Dasein seiner Gattin die still leuchtende Folie geschaffen. Jetzt war es, als stürze eine sie umfriedende Mauer plötzlich zusammen. Es war ihr im Tiefsten bewusst, was sie einen Monat später in einem Lebensbild ihres Gatten schrieb: «Max Haemmerli besass das Geheimnis, in allem Wesentlichen sich selber zu bleiben und doch alles Andersgeartete in seiner Nähe sich entfalten zu lassen und mit männlicher Kraft zu schützen. Dieser Grosszügigkeit ist es zu verdanken, wenn ich den Menschen etwas habe geben können mit meiner Poesie, und wenn die vier Töchter das schönste Geschenk aus dem Vaterhaus mit ins Leben hinaus nehmen konnten: eine glückliche Jugend.»

Mit dreiundsechzig Jahren wurde Sophie Haemmerli-Marti heimatlos. Sie verliess ihr mit so viel Liebe aufgebautes Heim und zog nach Zürich, wo die Nähe treuer Jugendfreunde — Marie Heer, Max Bircher-Benner, Erika Wedekind — Heilkraft versprach. Aber sie konnte nicht Wurzeln fassen hier und reiste mitten im Winter nach Venedig zu ihrer ältesten Tochter und deren Gatten. Die Sonnenaufgänge am Lido spendeten ihr Kraft, und als sie im kommenden Frühling in Sizilien vor der einsamen Grösse des Tempels von Segesta stand, die Weihe seiner Ewigkeitsnähe empfand, wich die Qual des Verlassenseins und des unausgesetzten Heimwehs zum erstenmal von ihr. Im Sommer weilte sie in der Familie einer anderen Tochter an der holländischen Küste, erlebte nach dem Süden Europas nun dessen Norden, und dann gelang es ihr, auch innerlich die «Mitte» zu finden, als sie nach Zürich zurückkehrte. Die Trauer um den entrissenen Schicksalsgenossen schwächte sich aber bis zu ihrem Tode nie ab.

In Zürich belegte Sophie Haemmerli sogleich historische und philosophische Vorlesungen und war oft im Kunsthaus und in der Tonhalle. «Ich rettete mich aus dem Einzelfall meines Unglücks in die grossen kosmischen und weltgeschichtlichen Zusammenhänge und fand so nach und nach auch einen höheren Sinn im Walten meines eigenen Schicksals», schreibt sie etwas später in einem Brief. Eine Briefstelle von 1935 sagt, dass ihr Denken sich «seit dem

Vom Beruf der Krankenschwester

«Ich möchte einen Beruf haben, in dem ich etwas Gutes und Nützliches tun kann, ich möchte andern Menschen helfen, das Leiden auf der Welt ein wenig lindern» — solche Aussprüche hört man gar nicht selten von jungen, vor der Berufswahl stehenden Mädchen. Denn die Jugend hat auch heute — trotz allem Gegenteiligen, was man von ihr sagt — ihren Idealismus; viele junge Menschen empfinden ehrlich und warm: «Man muss den Leidenden helfen, und auch ich möchte etwas dazu tun.» Es sind meist jene, die selber schon den Ernst des Lebens kennengelernt, Krankheit und Schicksalsschläge erlebt haben, die so denken und reden. Sie ahnen bereits, dass Geben seliger denn Nehmen ist, und dass aus menschlicher Bewährung mehr echtes Glück kommt als auch gedankenlosem Genuss. Solche Mädchen sollten sich dann ernstlich prüfen, ob sie nicht geeignet seien für den schönen und schweren Beruf der Krankenschwester.

Krankenschwester sein heisst» pflegen, Schmerzen lindern, dem leidenden Mitmenschen mit allen zu Gebote stehenden Kräften helfen. Dazu genügt freilich nicht bloss die Bereitschaft des Herzens und des Willens. Wer andere gesund pflegen will, muss selber gesund sein, er muss eine Natur besitzen, die eine dauernde Anspannung der Kräfte erlaubt, er muss überdies wissen, wie man pflegt. Zur Krankenpflege braucht es Verantwortungsbewusstsein, äusserste Gewissenhaftigkeit, klares Beobachtungsvermögen, Entschlussfähigkeit, Geschicklichkeit und einen harmonischen, ausgeglichenen Charakter. Niemals darf eine Krankenschwester «den Kopf verlieren», wenn eine unerwartete Situation eintritt, nie darf sie nach eigenem Ermessen an dem Kranken «herumdoktern», nie ihn gedankenlos und «mechanisch» pflegen. Immer muss ihr gegenwärtig sein, dass da ein lebendiger Mensch, ein Leidender und Hilfloser ihr anvertraut ist. Um eine gute Schwester zu sein, muss sie darum ebensosehr über Wissen und Erfahrung, wie über einen zuverlässigen, selbstlosen Charakter verfügen. Nichts wäre falscher als etwa aus Verlegenheit, weil man nicht recht weiss, was tun, oder aus falscher Sentimentalität den Beruf der Krankenschwester zu wählen. Beanspruht doch dieser Beruf wie kaum ein anderer die ganzen menschlichen Kräfte und Fähigkeiten. Nur wenn zur Berufsneigung auch die Eignung hinzukommt, wenn das junge Mädchen intelligent ist, wenigstens ein gewisses Mass an Schulbildung und viel Anpassungsfähigkeit, Selbstzucht und Güte besitzt, wird es den mannigfachen Anforderungen des Berufes gewachsen sein. Auch die innere Fröhlichkeit, die auf den Kranken ausstrahlt und ihn mit neuer Zuversicht erfüllt, ist etwas sehr Wichtiges. Wer also diese Voraussetzungen besitzt, dem kann man mit gutem Gewissen zum Beruf der Krankenschwester raten.

Für die Pflegerin gibt es vielseitige Betätigungsmöglichkeiten. Sie kann in Spitälern auf den Krankenstationen oder als Operations-, Röntgen-, Laboratoriumsschwester, als Lehrschwester in Schulungskursen arbeiten; sie kann sich aber auch in einer privaten Arztpraxis, in einem Heim oder als Privatpflegerin in Familien betätigen. Eine besonders vielseitige Aufgabe hat die Gemeindeschwester, zumal in kleinen, abgelegenen Land- und Berggemeinden, in denen sie nicht selten zur wichtigen Vertrauensperson des ganzen Dorfes wird, was ihr natürlich auch ein Höchstmass an Verantwortung bringt.

Wie wird man Krankenschwester? Dazu ist es nötig, eine dreijährige Lehrzeit in einer anerkannten Krankenschwesternschule zu absolvieren. Für die Aufnahme werden die Vollendung des 20. Lebensjahres, gute Gesundheit, eine gute Allgemeinbildung und die bereits erwähnten Charaktereigenschaften verlangt. Die Lernschwester arbeitet als Interne im Lehrbetrieb der Pflegerinnenschule resp. des für die pflegerische Ausbildung anerkannten Spitals. Der Unterricht umfasst alle theoretischen und praktischen Gebiete der Krankenpflege. Nach Beendigung der Lehrzeit und Bestehen des Abschlussexamens erhält die Aspirantin ein Diplom.

Manches junge Mädchen scheut heute noch immer davor zurück, den Schwesternberuf zu ergreifen, weil es der Ansicht ist, er auferlege ihm einerseits besonders schwere Pflichten und biete ihm dafür keine angemessenen Berufsbedingungen. Hierzu ist zu bemerken, dass die Arbeitsverhältnisse der Krankenschwestern sich in den letzten Jahren erheblich verbessert haben und dass an den zuständigen Stellen alles Erdenkliche für eine noch grössere Verbesserung getan wird. Seit 1947 besteht in der Schweiz ein «Normalarbeitsvertrag für das Pflegepersonal», der die Lohnfrage, die Höchstarbeitszeit, den Freizeit- und Ferienanspruch regelt. Er schreibt u. a. für die angestellten Schwestern einen freien Tag von vollen 24 Stunden pro Woche und 4 Wochen Ferien im Jahr vor. Die Bestrebungen nach einer weiteren Herabsetzung der wöchentlichen Arbeitszeit werden umso schneller zum Ziel führen, je mehr der heute noch fühlbare Mangel an geschulten Krankenschwestern behoben sein wird. Jedenfalls wird einer «Ausnutzung» des Pflegepersonals mit allen Mitteln entgegengearbeitet.

Ohne den ehrlichen und beständigen Willen zum Dienen, zum aufopfernden Einsatz der ganzen Persönlichkeit aber wird das Wesen des Schwesternberufes nicht erfasst. Dieser Beruf verlangt wie kein anderer die Bereitschaft aller fraulichen und mütterlichen Kräfte derer, die sich ihm widmen; er gewährt ihnen dafür das Glück eines sinnvoll erfüllten Lebens.

Ns.

Jugend unter sich

T. K. Bern hat ein Jugendparlament. Man besprach es 1946, als es gegründet wurde, klopfte ihm gönnerhaft auf die Schulter und sagte: «Recht so, macht nur weiter!» Es gibt ein altslawisches Sprichwort, in dem es heisst: «Es kommt nicht darauf an, womit sich das Kind vergnügt, wenn es bloss nicht weint.» Damit wäre das Verhältnis der älteren Generation zur jungen umrissen.

Leider wird nicht genug bedacht, dass die Jugend von heute und morgen die Führung des Staatshaushaltes aus den Händen nehmen wird. Sie wird unsere Fehler bemängeln und unsere Fortschritte belächeln, sie wird keinen Augenblick «dankbar», «rücksichtsvoll« oder «ehrerbietig» sein, jedenfalls nicht mehr, als wir es in ihrem Alter waren; sie wird uns, vielmehr, auf der Höhe unseres Schaffens — wie wir glauben werden — mehr oder weniger höflich abdrängen, wird sich an unsere Stelle setzen und über sich selbst und uns bestimmen.

Darum wäre es für uns nicht uninteressant, näher zu untersuchen, wie sich das Kind heute vergnügt, wenn es nicht weint. Das Jugendparlament gibt uns reichlich Gelegenheit dazu.

Der erste Eindruck ist für uns Frauen überraschend; das Jugendparlament wendet sich an alle jungen Bürger und Bürgerinnen der Schweiz. Das, was von Rat zu Rat von den Alten verworfen wird, was in unzähligen Reden, Diskussionen und Abstimmungen immer wieder als widernatürlich und undurchführbar hingestellt wird — das löst die kommende Generation mit selbstverständlicher Einfachheit. «Junger Bürger und junge Bürgerin», sagt sie, «Du gehörst zu uns.»

In einem nüchternen Schulsaal besuchen wir eine Sitzung. Etwa 50 junge Leute zwischen 17 und 32 Jahren sind zugegen, die jüngeren überwiegen. An einigen zusammengeschobenen Tischen sitzt die Exekutive; sie spielt die Rolle der Regierung. Wir bemerken zwischen mehreren Jünglingen den blonden Schopf eines Mädchens, das mit grossem Ernst über Papiere gebeugt ist.

Die Ratsmitglieder sitzen im Halbkreis der Exekutive gegenüber, hier Regierung, hier Volk. Auch da sehen wir einige Mädchen. Sie sind weder besonders hübsch noch besonders hässlich, einfache junge Mädchen, Schülerinnen, Angestellte oder Studentinnen, die an den Fragen ihres Staatshaushaltes interessiert sind. Sie haben kein besonderes Studium hinter sich und meistens keine aussergewöhnliche Karriere vor sich, sie möchten hübsch aussehen, heiraten und Kinder haben wie jede Frau, wie jeder Mensch, der doch zutiefst in seinem Innern Liebe und Geborgenheit wünscht.

Der Unterschied zwischen der jungen Generation und uns ist der, dass sich die Jungen ihrer natürlichen Gefühle nicht schämen, sie aber auch nicht ausnützen, um einander aus dem Konkurrenzkampf zu schlagen. Keinem der beiden Geschlechter wird gesagt: «Du willst eine Familie haben, also musst Du Deine ganzen Fähigkeiten für ihr leibliches Wohl verwenden und musst die Lenkung ihrer Zukunft anderen überlassen.» Keinem wird zugemutet: «Du wählst einen Partner, um Dich ihm zu unterordnen und Dich von ihm blind leiten zu lassen.» Dabei kann sich die groteske Situation ergeben, dass die alleinstehende Frau, die sich erhält und sich durch Abgaben am Aufbau der Gesellschaft beteiligt, immer noch auf den Mann verwiesen wird, der sie verwalten und schützen soll. Mit diesem verlogenen Ideal hat die Jugend ohne viele Umfragen einfach Schluss gemacht.

«Junge Schweizerinnen und Schweizer zwischen 17 und 32 Jahren können Mitglieder des Parlaments werden, wenn sie unbescholten sind und den guten Willen haben, im demokratischen Sinne zusammenzuarbeiten», heisst der erste Grundsatz dieser Organisation. Sind die Eltern der jungen Leute damit einverstanden? — In vielen Fällen nicht. Nach einer kleinen Rundfrage stellen wir fest, dass die Bedenken der Eltern bei der Mitwirkung von Töchtern noch grösser sind, als von Söhnen, sie verlieren Zeit, machen sich unnütz müde, verstehen doch nichts von den diskutierten Fragen. Aber die junge Generation kümmert sich nicht darum. Ruhig aber entschlossen entwindet sie die Fackel unserer Hand und trägt sie weiter. Es geschieht vorläufig nur im Spiel, aber man kann jetzt schon den Weg erkennen, den sie einschlagen wird. Und so sehen wir deutlich, wie das heute viel umstrittene weibliche Stimmrecht morgen zu den unfassbaren Vorurteilen gehören wird, die uns die Jugend mit einem Seufzer der Erleichterung auf unser Grab legen wird. Wir belächeln heute die Suffragetten wie die Cancan-Tänzerinnen der Jahrhundertwende, belustigend, wenn auch leicht peinlich. Ich höre meine Tochter einmal sagen: «Meine Mutter war eine Verfechterin des Frauenstimmrechts, die gute.» «Und Grossvater?» höre ich meine zukünftige Enkelin fragen. «Heute», wird meine Tochter sagen, «von Grossvater nihil nisi bene.»

(Copyright by THEKO-PRESS)

«Aus recht erhaltenem Altem Neues machen» — das ist ein grosses Anliegen der aufs Sparen angewiesenen Mütter und Töchter im Bergland unserer Heimat. Darum steigt die Nachfrage nach Flick- und Nähkursen ständig. Namhafte Mittel hat die Schweizer Berghilfe schon zur Verfügung gestellt, um unsern Bergbäuerinnen auf diese Weise die Selbstversorgung und damit die Selbsthilfe zu ermöglichen

Berghilfe-Sammlung 1953:
Postcheck-Konto VIII 32 443, Zürich

Adèle Colonna-d'Affry

Aus dem Leben einer fast vergessenen bedeutenden schweizerischen Bildhauerin

Diese Künstlerin darf als die grösste schweizerische Bildhauerin des letzten Jahrhunderts bezeichnet werden. Durch die Lebendigkeit ihres Geistes, ihre Anmut und durch ihre liebenswürdige, einfache Art gewann sie die dauernde Freundschaft hervorragender Zeitgenossen: Staatsmänner, Gelehrter und Künstler.

Geboren wurde Adèle am 6. Juli 1836 in Fribourg als einer der letzten Sprösslinge des alten, angesehenen Patriziergeschlechtes d'Affry. Wohl zu ihren berühmtesten Vorfahren gehörte der nachmalige erste Landammann der Schweiz, Louis Auguste d'Affry. Adèle war stolz auf diesen Ahnherrn, von dem sie die grosse Willenskraft und die Freude an der Kunst geerbt hatte. Ihr Vater, Graf Louis d'Affry, war Oberst der schweizerischen Armee. Leider wurde er seiner Familie schon im Jahre 1841, als Adèle erst 5jährig war, entrissen. Ihre Mutter eine geborene de Maillardoz, war eine gebildete, liebenswürdige Frau und erteilte Adèle und der jüngern Schwester Cécile selbst den ersten Schulunterricht. Die beiden Kinder verlebten ihre Jugendzeit abwechselnd auf dem elterlichen Landsitz in Givisiez bei Fribourg und in Italien, dessen Klima besonders der zarten Gesundheit ihrer Mutter wohltat. Adèles Wesen offenbarte sich nicht nur in ihrem Lerneifer, dem eine grosse geistige Beweglichkeit zugute kam, und in ihrer tiefen Liebe für alles Schöne, sondern verriet auch eine edle Gesinnung, durch den Willen, mit ihren reichen Gaben andern zu dienen und sie zu beglücken. Nach ihrem Aufenthalt im Institut von Sacré-Coeur in Marseille glaubte sie geradezu ihre Lebensaufgabe darin zu finden, den Armen und Bedrängten eine nimmermüde Helferin zu sein. Doch auch der häufige Aufenthalt in Italien und die Berührung mit den wundervollen Kunstwerken dieses Landes liessen unauslöschbare Spuren zurück. Der Wunsch, selbst schöpferisch tätig zu sein, erwachte mehr und mehr, und so besuchte sie in Rom Modellierkurse. Die Ewige Stadt hielt die junge Freiburgerin noch aus einem andern Grunde fest. Sie begegnete hier dem Herzog Carlo Colonna di Castiglione und bald darauf, im Frühjahr 1856 fand die Hochzeit statt. Nur kurze Zeit konnte sich das junge Paar seines Glückes freuen, denn während eines Aufenthaltes in Paris wurde der Herzog im Dezember des gleichen Jahres von heftigen Fiebern dahingerafft. Die junge Witwe kehrte nach Rom in die stille Einsamkeit des Klosters Santa Trinità dei Monti zurück. In ihrer Trauer vermochte nichts ihr besonderes Interesse zu wecken, bis sie eines Tages in der dem Kloster benachbarten Villa Medici Meisterwerke griechischer Bildhauerkunst gewahrte, die für die Museen des bayrischen Königs Ludwig II. angekauft worden waren. Dieser Anblick weckte in ihr wieder die Begeisterung für die Kunst und wurde von entscheidender Bedeutung für ihr ganzes späteres Leben. Aus dem Gedächtnis schuf sie die Büste ihres verstorbenen Gemahls. In ihren Notizen schreibt sie: «Ja, ich war Künstlerin geworden, aber ich war mir dessen noch nicht bewusst.» Adèle Colonna lebte nun mit ihrer Mutter viel in Paris.

Noch schwankte sie zwischen Malerei und Bildhauerei, entschied sich dann aber für die Plastik. Die Klassizisten ihrer Zeit vermochten ihr wenig zu sagen, entscheidenderen Einfluss gewann dagegen der französische Bildhauer Carpeaux auf sie. Michelangelo gleich, dessen Werken die hohe Verehrung der Künstlerin galt, suchte sie durch den Besuch anatomischer Vorlesungen Kraft und Sicherheit in der Form zu gewinnen. Eines der ersten und zugleich hervorragendsten Werke war eine Frauenbüste: Bianca Capello, die 1863 entstand. Der streng und ernst gehaltene Kopf weckt durch sein rätselhaftes Lächeln zu gleicher Zeit Gefühle der Liebe und der Furcht. Der wirkungsvolle Kopfputz und das venetianische Kleid vervollkommnen die Personifizierung der zweiten Gemahlin des Herzogs Francesco da Medici. Unverkennbar ist Michelan-

Es ist besser eine Versicherung zu haben und sie nicht zu brauchen, als eine zu brauchen und sie nicht zu haben.
ZÜRICH Unfall

gewaltsamen Auseinandergerissenwerden» immer mehr der Vorbereitung auf das eigene Sterben zuwende, und fährt fort: «Es ist schön, jeden Morgen gesund erwachen zu dürfen, an allem Geschehen tätigen Anteil zu nehmen, und sich doch zu sagen, dass es einen nicht mehr im Innersten berührt, dass man jetzt eine viel wichtigere Aufgabe hat. Es ist wie der Aufstieg auf einen Berg, bei dem man jede Blume am Wege, jedes Stück blauen Himmels, jede freundliche Menschenbegegnung dankbar geniesst und dabei doch immer nur das eine Ziel vor Augen hat, den Gipfel. Nicht immer ist es ja möglich, diese sérénité zu bwahren, das Herz ist unruhig und wird immer wieder von unerträglichem Heimweh geplagt. Nach einem meiner seltenen Besuche in Lenzburg bin ich immer eine Zeitlang krank. Die äussere Loslösung von der Heimat war wie die notwendige Amputation eines wichtigen Körperteiles zum Zweck des Weiterlebenkönnens».

Fortsetzung folgt

Buuremeitli als Bühnenautorin

Das gelbe Theaterplakat von Studen kündet heuer in kräftigen Lettern «D'r Wilderer von Gamsbodä» an. Nur mit Mühe liest man weiter, denn die Schrift darunter ist ganz klein gedruckt: «Bergdrama in 4 Akten, von M. F., Studen (Uraufführung)». Eine Uraufführung! Auf dem Lande werden darüber nicht so grosse Worte gemacht wie in den Städten, und doch ist eine Uraufführung ein besonders festliches und erfreuliches Ereignis allein schon deshalb, weil es an guten Dialektstücken mangelt, die die jeder Gefühlsduselei und falschen Rührseligkeit abholden Landbevölkerung mitzureissen vermögen. Was bedeuten aber die Initialen M. F.? In Studen selbst ist dieses Geheimnis schnell gelüftet. M. F. ist niemand anders als das 22jährige Buuremeitli Monika Fuchs. In Einsiedeln ist es längst keine Unbekannte mehr. Hier fiel Monika auf als Singengel im «Welttheater» durch ihre schöne, klare Stimme und durch ihr stets pünktliches Erscheinen trotz ihres weiten, mühsamen Weges. Und in Studen selbst ist sie beliebt wegen ihres klugen Köpfchens, das voller Phantasie steckt, und beim Theaterspielen ist sie es, die die Stücke einübt und meistens auch noch die Hauptrolle spielt. Sonst aber das ganze Jahr hindurch arbeitet sie fleissig in Küche und Stall, auf dem Feld und im Wald, überall dort, wo flinke Buuremeitlihände sich rühren müssen.

Wo Studen liegt? In einem Zipfel des Kantons Schwyz, dort wo sich die Füchse «Gute Nacht» sagen, sie können es hier unbesorgt tun, denn ein weites Schutzgebiet erstreckt sich hier für sie. Von grünen Alpen, grauen Felsmauern und silbern schimmernden Firnen umkränzt, hält sich hier das kleine Bergdorf vor seiner lärmenden Mitwelt versteckt. Die rund 170 Einwohner leben teils in von Sonne und Regen gebleichten Holzhäusern, aus denen die blanken Scheiben wie dunkle Augen blikken. Und die Menschen hier in der Einsamkeit? «Sie leben ihr Leben jetzt zum Aufbegehren, zum Weinen jetzt, und jetzt zum Lachen». Wie sonst irgendwo in der weiten Welt wiederholt sich hier nicht viel anders der Menschen Lauf. Auch hier ist Freude, die den Menschen emporschwingen lässt, und auch die Sorge, die den Mut niederschlägt wie der Föhn den Rauch.

Ueber Stock und Stein gleichsam fahre ich zu Monika Fuchs. Ein warmer Sommertag ist's, mit Mücken und Sonnenuntergang und mit vielen, vielen Fliegen. Denn bald hocke ich neben ihr im... Kuhstall, denn Monika muss melken. Aber sie leistet doppelte Arbeit, denn sie plaudert und jodelt dabei. Und dann ist's ein eiskalter Winterabend. Das Vehikel, das mich nach Studen holt, wird hin- und hergeschleudert auf diesen einsamen eisigen Strassen. Und wieder hocke ich in einem grossen Raum und nicht weit von mir Monika, Verzeihung: Vrenell. Denn dieses Mal umwittert uns nicht die gesunde Kuhstalluft, sondern prickelnde Bühnenluft, und Monika sitzt in ihrer Hauptrolle als Vreneli in ihrem ersten selbstverfassten Stück, eben dem «Wilderer von Gamsbodä», auf der Bühne und melkt und jodelt und plaudert dabei genau wie an jenem Sommerabend, und wie damals versinkt bald die Sonne rotglühend hinter den Studener Bergen und die langgezogenen, schwermütigen Töne des Buchels klingen ins Tal hinab und verkünden den Abendfrieden.

Und dann - führt das Geschehen in die Bauernstube, so wie sie in jedem Studener Bauernhaus zu finden ist, und auch das Leben darin gleicht der Wirklichkeit, die sich um das tragische Schicksal des ehrsamen Wildhüters rankt, ein Schicksal, das vor Jahrzehnten auch noch rauhe, brutale Wirklichkeit war und die Gemüter der Studener jedes Mal wieder aufs heftigste erregte. Als Kind schon hörte Monika vieler dieser Erlebnisse mit Wilderern aus ihrer waldreichen Heimat. Das Gehörte verdichtete sich nun zum Hauptmotiv ihres Bergdramas. Aber Monika weiss, dass nicht nur draussen Regen und Sonnenschein wechseln, und so lässt sie durch das tragische Geschehen den an Leibesfülle und Humor reich ausgestatteten Feriengast Herrn Zimperli wirbeln, der die Natur sucht und doch nicht mehr versteht, darin zu leben. Manche Lebensweisheit birgt das Bergdrama, ohne dass es die Autorin ahnen mag. Aber wie konnte es anders sein, da sie in ihr Leben, in ihre Umgebung «griff», und so die Wirklichkeit auf die Bühne brachte. Man möchte es fast als ein Glück bezeichnen, dass Monika Fuchs ihre Nase noch nicht weit aus ihrem Bergdorf heraussteckte. Daher ist alles so ungekünstelt und lebensvoll, auch das Spiel durch die Dorfbewohner. Bewegten Herzens verlassen alle Besucher von nah und auch von fern, die in grosser Zahl herbeieilten, das Theater im Gasthaus «Sihltal». Monika hat ihre Sache gut, sehr gut gemacht, aber es wird nicht viel Aufhebens davon gemacht, auch sie selbst ist eher noch bescheidener geworden. Sie ahnt ja nicht, wie wichtig es ist, dass gerade auf dem Lande sich schöpferische Kräfte regen, die den Bauern ein gesteigertes Lebensgefühl und auch Unterhaltung bringen. Ganz zum Schluss sagt sie mir fast flüsternd: «Nächstes Jahr schreib ich wieder'n Stück, wenn ich genua Ziit habe...»

Doris v. Senger/Sihlsee

Rösy von Känel †

Am 12. Januar starb in Zürich im Alter von erst 58 Jahren die Schriftstellerin Rösy von Känel. Den meisten ihrer Werke war grosse Verbreitung in weitesten Volksschichten beschieden. Ihre grössten Erfolge waren die Romane «Jahrmarkt des Lebens», «Das geschenkte Leben», «Herzen im Krieg», «Passion» und viele andere mehr. Ihre Werke füllen ein langes Bücherregal. Rösy von Känel ist im wahrsten Sinne des Wortes Volksschriftstellerin geworden. Ihre Bücher zeugen von starker Erlebniskraft und warmem Herzen; sie appellieren mit ihrer sauberen Gesinnung zum Herzen des Lesers, der aus ihnen Kraft und Mut für seine eigenen Probleme, Nöte und Sorgen schöpft. Es sind keine tiefgeschürften psychologischen Probleme, die sie in ihren Werken behandelte, wohl aber Auseinandersetzung mit menschlichen Schwächen, mit menschlicher Not, aus der sie mit feinem Gefühl den richtigen Weg ins Licht weist. Allzu früh ist ein warmes Frauenherz, eine schöpferische Feder dahingegangen.

gelos Einfluss in diesem Werke. Am Salon in Paris errang die Büste höchste Anerkennung. Selbst die Kaiserin Eugenie interessierte sich dafür, sowie für den Künstler und war erstaunt, unter dem Namen Marcello eine Frau kennen zu lernen. Die Büste Bianca Capello ist heute im Luxembourg-Museum in Paris. Zwei Jahre später stellte Marcello in Paris «La Gorgona» aus, die besonders in England bedeutenden Erfolg hatte, und später neben Werken namhaftester Bildhauer im damaligen Kensington-Museum aufgestellt wurde. Für die Griechen war die Gorgona ein hässliches Ungeheuer. Marcello aber liess sie als Geliebte Poseidons aus dem Marmor hervorgehen. Diesem Werke folgten zwei Büsten von Marie-Antoinette, eine «Ananke», die als weibliche Büste das Schicksal versinnbildlicht und dann eine Pythia, die heute das Vestibül der grossen Oper in Paris schmückt. Hören wir, wie sich ein Zeitgenosse über dieses Meisterwerk ausdrückt: «Diese Statue ist einer der glänzendsten Beweise von Marcellos kühnem Genie. Wer diese Figur betrachtet, mit der grossen Reinheit ihrer Linien, der künstlerischen Gewandung, der schönen Modellierung und kühnen Stellung, der glaubt, wirklich Phonome, die erste junge Pythia, die Apollo geweihte Priesterin zu sehen.» An die grosse Weltausstellung 1867 sandte Marcello neben sechs weiteren Werken eine «Hekate», die Göttin der Unterwelt, die sie in übermenschlichen Dimensionen ausgeführt hatte. Der Beschränktheit des Raumes wegen sei es gestattet, die folgenden Werke kurz zu erwähnen: Die müde Bacchantin, algerischer Häuptling, eine Römerin, Madonna, ferner verschiedene Porträtbüsten bekannter Persönlichkeiten, so von der Kaiserin Eugenie, Kaiserin Elisabeth von Oesterreich, Carpeaux, Thiers, den grossen französischen Staatsmann, usw. An der Kunstausstellung in Zürich 1870 war Marcellos Phoebe zu sehen. Diese Frühlingsgöttin idealisiert als Porträtbüste ihre Freundin, die Gräfin de Pourtalès.

Marcello besass einen rastlosen Fleiss und war von jenem edlen Ehrgeiz erfüllt, der schon ihre Vorfahren zu tapferen Männern gemacht hatte. Wie schwer mag es für sie gewesen sein, als gesundheitliche Bedenken sie zwangen, den Meissel aus der Hand zu legen. Doch nicht entmutigt und festen Willens, sich weiter der Kunst zu widmen, griff sie zum Pinsel. Ihren Malstudien lag sie in Rom unter Hébert, in Paris unter Delacroix und in Genf unter Barth. Menn, dem späteren Lehrer Ferdinand Hodlers, ob. Als Porträtistin schuf Marcello Bemerkenswertes, das ahnen lässt, dass sie es auch in der Malerei zu einer bedeutenden Vollkommenheit gebracht hätte, wenn ihr reiches Leben nicht durch einen frühen Tod so jäh beendet worden wäre. In Italien, das ihr zur zweiten Heimat geworden war, hoffte sie von ihrem schweren Leiden zu genesen. Immer rastlos tätig, ahnte sie doch, dass ihre Tage gezählt waren. Sie starb am 16. Juli 1879 in Castellamare bei Neapel. Ihre sterblichen Ueberreste wurden später im kleinen Friedhof von Givisiez beigesetzt. Gemäss ihren letztwilligen Verfügungen fiel der künstlerische Nachlass ihrer Vaterstadt Fribourg zu. Eine ansehnliche Summe sollte ferner für die Errichtung eines besonderen Marcello-Museums dienen. Dieses wurde 1881 in Fribourg feierlich eröffnet.

Pic-Fein Kochfett solls sein!!

Marcellos warmes Herz, ihre tiefe Sinnigkeit und vor allem die hohe Auffassung ihrer Kunst, liessen sie in jedem Menschen die Menschenwürde achten. Um die Kunst rang sie zeitlebens unentwegt. Sagt sie doch selbst so tiefsinnig: «Der Mensch spricht mit seinen Nachkommen in einer Sprache, die nur denen verständlich ist, die unter der äussern Form der Dinge das Leben und den Geist desjenigen suchen, der sie gemacht hat.» Marta Morf

Frau Dr. med. et phil. Irma Tschudy-Steiner

«Es kommt nicht häufig vor und ist unseres Wissens das erste Mal in den Annalen einer schweizerischen Universität, dass sich eine Apothekerin als Privatdozentin habilitiert. Das Ereignis verdient daher in unserer Zeitung besondere Erwähnung», schreibt die Schweizerische Apothekerzeitung. Aber auch unsere Leserinnen wird dies interessieren. Frau Dr. Irma Tschudy-Steiner, Apothekerin und Aerztin, hat bereits im Wintersemester 1950/51 die Venia docendi der Basler Universität erhalten und seither regelmässig Vorlesungen abgehalten, sowohl an der Pharmazeutischen Anstalt als auch zusammen mit Professor Dr. K. Bucher, Ordinarius für Pharmakologie am Pharmakologischen Institut. — Kürzlich (November 1952) hat nun Frau Dr. Tschudy ihre öffentliche Habilitationsvorlesung über das Thema «Wandlungen im Arzneimittelwesen» gehalten. In einfacher, klarer Form führte die junge Privatdozentin ihre Zuhörer durch die historische Entwicklung des Arzneimittelwesens und kam dann auf die heutige Situation der Heilmittelherstellung und des Heilmittelvertriebes zu sprechen. Ihre Ausführungen fanden reges Interesse und wurden mit reichlichem Beifall verdankt. — Die Vorlesung von Frau Dr. Tschudy wurde dann in Nummer 51 vom 20. Dezember 1952 der «Schweizerischen Apothekerzeitung» gedruckt. r.

Eine mutige Vorkämpferin

«Es mag Manchem nicht bewundernswerth erscheinen, wenn eine Frau im politischen Leben eine Rolle zu spielen sucht. Aber die Betreffende selbst hat die Frage, ob ein solches Bestreben geziemend sei, nur mit dem eigenen Gewissen und dem Kreise der eigenen Familie abzumachen; das gute Recht der Frau steht für jeden Denkenden ausser Zweifel, und es ist nur eine Rohheit, wenn der Mann durch frivolen Spott, der Staat durch seine Polizeigewalt die Ausübung jenes Rechtes verhindert. Darum spielt auch in dem kleinen Kriege, welcher zwischen Fräulein Hubertine Auclert in Paris und der französischen Republik ausgebrochen ist, nicht die Letztere die glänzendste Rolle. Allerdings hat der Staat mit geeigneter Verwendung seiner 60 000 Polizeibüttel, 30 000 Gensdarmen und 500 000 tapferen Krieger sich der wenigen Möbel des steuerweigernden Fräulein Auclert zu bemächtigen gewusst; aber vor dem gesunden Menschenverstande bleibt darum doch das Recht auf Seiten des wehrlosen Mädchens. Wenn der Staat erklärt, in seiner Verfassung und seinen Gesetzen bedeute das Wort Bürger allemal nur ‚Bürger', sobald es sich um Rechte, dagegen ‚Bürger und Bürgerinnen', wenn es sich um Pflichten handle, so ist wahrlich nicht Fräulein Auclert die Närrin.»

(Aus der Schweizerischen Handels-Zeitung, Nr. 180, vom 28. Juli 1880, 19. Jahrgang.)

Kleine Rundschau

Gründung des Oesterreichischen Lyceumclubs

Nun ist es uns endlich gelungen, den Oesterreichischen Lyceumclub zu gründen, der schon im Jahre 1938 proponiert war und durch die politischen Ereignisse zurückgestellt werden musste. Wir hoffen, ihn nun bald an den Internationalen Lyceumclub anzuschliessen, und hier in Wien gibt sich bereits ein grosses Interesse dafür kund, trotz der vielen Vereinigungen, die bereits bestehen. Doch wünschen wir so sehr, uns an die internationalen Vereinigungen anzuschliessen, um besonders für unsere Künstlerinnen, die hier in dem kleinen Oesterreich keinen Wirkungskreis finden können, die Möglichkeit zu schaffen, auswärts wieder zur Geltung zu kommen, wie es früher der Fall war. Wir haben vorläufig in der Hotel-Pension «Atlanta» schöne Räume gefunden, wo wir uns an jedem Montag treffen und Vorträge hören, auch eine hübsche gesellige Zusammenkunft finden und wo wir gerne auch auswärtige Mitglieder begrüssen wollen. Einige von unseren Vorstandsdamen können auch in ihrem Hause Besuche unterbringen, wenn jemand von auswärts kommt und hier fremd ist. Als Präsidentin haben wir Frau Minister Gladys Friedinger-Pranter gewählt, Vizepräsidentin wurde Frau Tilly Dorninger-Kretschmer, Schriftführerin ist Frau Della Zampach, Schriftstellerin, und Frau Dr. v. Gerstel Kassiererin. Weitere Mitglieder des Vorstandes sind: Baronin Gisela Berger, Ilse Elias-Arnim, beides Schriftstellerinnen, weiter Frau Hörde, Pension Atlanta, und als Rechnungsprüferinnen fungieren: Frau Dr. Fluck und Frau Burghart, ebenfalls Schriftstellerinnen. Wir hoffen, nun bald eine ansehnliche Anzahl Mitglieder zu bekommen und den Lyceumclub auf die Höhe zu bringen, und ihm so viel Bedeutung zu verschaffen, wie er überall in der Welt hat. D. Z.

Bücher

Vom Aufbau des Familienlebens

Dieses kleine, hübsch illustrierte Büchlein gibt jungen, aber auch wohlbestallten älteren Ehepaaren eine Fülle von praktischen Anregungen für den äusseren und inneren Aufbau der Familie. Da werden Fragen, wie die Verwaltung des Einkommens, Einteilung des Haushaltungsgeldes, Sparmöglichkeiten, rationelles Arbeiten, besprochen, so dass einen gleich die Lust ankommt, die Vorschläge auszuprobieren. Aber auch die inneren, menschlichen Probleme, die uns so viel beschäftigen, kommen zur Sprache, die Gefahren des Auseinanderlebens, die Schwierigkeiten in der modernen Kindererziehung, die Atmosphäre zu Hause, die Pflege der Gemütswerte, die Herzensbildung. All das ist lebensnah und lebendig geschildert, so dass es zum Nachdenken anregt und den Mut gibt, in der eigenen Familie einen «neuen Anlauf» zu nehmen.

Die Schrift kann bei der Schweiz. Gemeinnützigen Gesellschaft, Brandschenkestrasse 36, Zürich, zu Fr. 1.50 bezogen werden (inkl. Zustellung).

Veranstaltungen

Zürich. Lyceumclub, Rämistrasse 26, Montag, den 26. Januar, 17 Uhr: Kammersängerin Emmy Krüger spricht über ihre Erinnerungen an Bayreuth. Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 1.50.

Zürich. Frauenstimmrechtsverein Zürich. Mitgliederversammlung, Freitag, 30. Januar 1953, 20 Uhr, im Klubzimmer des Kongresshauses Zürich, Eingang Alpenquai. 1. Protokoll der Mitgliederversammlung vom 1. November 1952. 2. Mitteilungen. 3. Mme Eric Choisy, Satigny, Genève, Präsidentin des Schweiz. Verbandes für Frauenstimmrecht, berichtet uns über die Aktion in Genf: «Le travail du comité d'action pour la consultation des femmes à Genève.» Anschliessend Diskussion. 4. Allfälliges. Liebe Mitglieder. Wir alle interessieren uns für das Vorgehen des Genfer Aktionskomitees; stehen wir doch selber vor der Tatsache einer Aktion im Kanton Zürich. Bereiten Sie aber auch unserer schweiz. Präsidentin, die zum ersten Mal in unserer Sektion spricht, einen würdigen Empfang durch Ihr zahlreiches Erscheinen. Gäste sind herzlich willkommen. Der Vorstand.

Zürich: Schweiz. Vereinigung der Freisinnigen Frauengruppen. Delegiertenversammlung Sonntag, den 25. Januar 1953, im «Rüden», Limmatquai 42, Zürich. Programm: 10 Uhr: Vortrag von Fräulein Marie-Louise Schumacher, ehemalige Mitarbeiterin im Schweiz. Verband Volksdienst, über ihre Erfahrungen mit ihrer Kinderlesestube. 12 Uhr: gemeinsames Mittagessen. 14 Uhr: Geschäftstraktanden der Delegiertenversammlung.

Bern: Verein ehem. Schülerinnen der Töchterhandelsschule Bern. Der Vortrag von Frau Fürsprecherin Albertine Haenni über die Mitarbeit der Frau in Gemeinde und Staat muss verschoben werden auf Mittwoch, den 28. Januar 1953, 20.15 Uhr, im Lyceum-Club. Wir erwarten zahlreichen Besuch im Hinblick auf den Start der Unterschriftensammlung zugunsten einer kantonalbernischen Gesetzesinitiative für das volle Stimm- und Wahlrecht der Frau in den bernischen Gemeinden. Am Abend selbst können Unterschriftenbogen bezogen werden.

Bern: Frauenstimmrechtsverein Bern. Orientierungsversammlungen für die Unterschriftensammlerinnen für die kantonale Initiative. Für Kirchenfeld-Schlosshalde und untere Stadt: Donnerstag, den 29. Januar 1953, 20 Uhr, im «Daheim», 1. Stock, Zeughausgasse 31. Für Spitalacker-Länggasse und obere Stadt: Freitag, den 30. Januar 1953, 20 Uhr, im «Daheim», 1. Stock. 4. und letzte Orientierung: Mittwoch, den 4. Februar 1953, 15.30 Uhr, im Veg.-Rest. Ryfflihof, Neuengasse 30. Mitglieder, die sich noch nicht angemeldet haben, heute aber bereit sind, Unterschriften zu sammeln, auch an einer Orientierung teilzunehmen. Weitere Auskünfte erteilt das Sekretariat des Initiativkomitees, Zeughausgasse 31, Bern, Telephon 3 45 05. Für unsere Mitglieder: Dienstag und Donnerstag von 16 bis 19 Uhr. Unsere Jahresversammlung findet dieses Jahr am 27. Februar 1953 statt. Wir bitten Sie, Vorschläge und Anträge bis zum 10. Februar dem Vorstande einzusenden.

Die Neue Helvetische Gesellschaft veranstaltet am 23. Februar 1953, 20.15 Uhr, im Hotel Bristol, 1. St., eine öffentliche Diskussion am runden Tisch über das Frauenstimmrecht. Wir möchten Ihnen die Veranstaltung wärmstens empfehlen.

Radiosendungen

25. bis 31. Januar 1953

sr. Montag, 26. Januar, 14 Uhr: «Notiers und probiers» mit den Rubriken: «Der neue Flickkurs. — Bakken ist eine Kunst: Hefegebäck. — Kleine Handarbeit. — Das Rezept. — Was möchten Sie wissen?» — Dienstag, 27. Januar, 16.15 Uhr: «Franzischgi und d'Zänzi tient politisiere», Oberwalliser Plauderei von Elsa Beuret und Mathilde von Stockalper. — Mittwoch, 28. Januar, 14 Uhr: «Die Bergbäuerin im Winter». — Donnerstag, 29. Januar, 14 Uhr: Die Frau als Kulturschöpferin: Eine Antwort aus der Gegenwart, von Dr. Kristin Bühler. — Freitag, 30. Januar, 14 Uhr: Die halbe Stunde der Frau, mit den Beiträgen: «Minderwertigkeitsgefühle», von Tina Keller, Nervenärztin. «Wer verdient?», von Marie Steiger-Lenggenhager. «Unvorhergesehenes» von Elisabeth Thommen. Samstag, 31. Januar, 18.30 Uhr: Schule und Haus: «Häscht Ufgabe?» von Werner Schmid.

Redaktion:
Frau El. Studer-v. Goumoëns, St. Georgenstrasse 68, Winterthur, Tel. (052) 2 68 69

Verlag:
Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt». Präsidentin: Frl. Dr. E. Nägeli, Trollstrasse 28, Winterthur

OVOMALTINE
stärkt auch Sie!

Fermetal
Erstklassige Metalldichtung an Fenstern und Türen
Spezialität: Regenabdichtung (Patent) Garantiearbeit
FERMETAL ZÜRICH J. GERMANN
Zürich 1 — Sihlstrasse 43 — Telephon (051) 23 90 25

Hotzli
die beliebten Spezial-Eierteigwaren
PAUL HOTZ TEIGWARENFABRIK A.G. WILA

Unsere Frauen
trinken ihren Kaffee bei Hiltl im Vegetarischen Restaurant Zürich 1 Sihlstraße 26/28
Ausgesuchte Menus nach Dr. Bircher-Benner. Diät- und Rohkostspeisen sorgfältig zubereitet. Eig. Konditorei. Behagl. Räume im Parterre und 1. Stock.

Der heimelige Teeraum Marktgasse 18
Gipfelstube
W. BERTSCHI, SOHN ZÜRICH

Inserate im «Frauenblatt» haben Erfolg

Das gute Besteck ...von SCHÄR
Messerwaren und Bestecke
Bahnhofstr. 31, Zürich
Tel. 23 95 82

SCHAFFHAUSER WOLLE

90 % aller Einkäufe besorgt die Frau. Mit Inseraten im „Frauenblatt", das in der ganzen Schweiz von Frauen jeden Standes gelesen wird, erreicht der Inserent höchsten Nutzeffekt seiner Reklame

J. Leutert
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren
Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 23 47 70
Telephon 27 48 88
Filiale Bahnhofplatz 7

HÄGO schont Ihr Portemonnaie QUALITÉ

Ernst
„Guets Brot"
„Feini Guetzli"
Seefeldstraße 119 Tel. 24 77 60
Seefeldstraße 212 Tel. 24 57 44
Forchstraße 37 Tel. 23 09 75
Zollikon, Dufourplatz Tel. 24 96 49
Tea-Room Bahnhofplatz 1 Tel. 23 12 72
Schaffhauserstraße 18 Tel. 28 78 44
Universitätstraße 87 Tel. 28 20 58

Grosse Auswahl aparter
Stoffe
für Vorhänge und Polstermöbel
Eigenes Atelier
gute Bettwaren
G. Luginbühl Tel. 32 78 26
Rämistrasse 38, ZÜRICH 7, beim Pfauen

Verlangen Sie Helvetia-Senf wenn Sie guten Senf wollen
Helvetia Senf 60 Rp.
vollwürzig und doch mild
Mit Silva-Bilderscheck

GIGER TEE
der aromatische, ausgiebige Tee für den Haushalt in der viereckigen Dose mit der Bärenmarke.
HANS GIGER & CO.
BERN
Import von Lebensmitteln en gros
Gutenbergstraße 3 Tel. 2 27 35